Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 32 (1952-1953)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher-Rundschau

Redaktion: Dr. F. Rieter

Die Kultur der Antike

Nicht einzelne Fakten und ihre abgeschlossene Geschichte, sondern ihre psychologische Bedeutung und die Gesamtform des historischen Rhythmus, in dem sie sich entwickelt haben und weiterwirken, das ist das Anliegen, durch das sich *Ernst Howalds* Buch über die Kultur der Antike vor den herkömmlichen, mehr deskriptiven «Kulturgeschichten» auszeichnet [1]). Es ist ein sehr modernes, vor allem ein europäisches Anliegen. Denn es geht um die Frage, woher es kommt, daß Europa humanistisch und das heißt, daß es immer dann am europäischsten ist, wenn es sich selbst als «hellenogen» erkennt (S. 9). Wo liegen die Wurzeln der eigentümlichen Dynamik der abendländischen Kultur, in der Griechenland «ruckweise» weiterlebt, «immer wieder halb preisgegeben, immer wieder ganz erneut» (S. 95)? Die Antwort, die Howalds Buch gibt, ist die, daß diese «Rhythmusform» in der Geschichte der antiken Kultur selbst schon vorgebildet ist. Er sieht den ersten Humanismus nicht erst im römischen Rückgriff auf das griechische «Original» (S. 25): die griechische Kultur selbst ist es, die sich nicht als einheitliches Gewächs, sondern bereits in jener Dynamik der ständigen Spannung zwischen dumpfen Uranlagen und einem ursprünglich fremden, aber befreienden Vorbild der Humanität entwickelt hat.

Diese Spannung ist das Leitmotiv der ganzen Darstellung. Mit besonderer Liebe verweilt sie bei den beiden Höhepunkten, wo das innere Bild des Menschen sein reales Dasein so durchgeformt hat, daß es in klassischen Gestalten Wirklichkeit wurde, dem perikleischen Athen und dem Rom des Augustus. Aber fast noch fesselnder ist die Darstellung der nachklassischen Epochen Griechenlands und Roms, in denen das «humanistische» Vorbild jeweils gerade in der Ablösung von seinem ursprünglichen Boden zu einer geistigen Macht wird, ohne daß der Widerspruch zu der ganz anders gerichteten Wirklichkeit ans Licht träte.

Widerstreit von Fiktion und Realität — in dieser Sicht liegt die besondere Bedeutung des Buches. Wohl noch nie ist die ganze Antike so konsequent aus dieser Perspektive durchleuchtet worden, die in der Tat einen hellenischen Grundzug der abendländischen Geschichte erschließt und in der sich gerade unsere eigene Gegenwart vielleicht am besten oder doch am nächsten als «hellenogen» verstehen kann. So zeigt sich hier vor allem die Fruchtbarkeit der psychologischen Analyse, die weniger nach den Denkgehalten als nach dem unbewußten Symbolcharakter der kulturellen «Ausdrucksformen» fragt (vgl. S. 7 f.). Es zeigt sich hier freilich auch die Gefahr eines konstruktiven Schematismus, die in dieser Methode liegen kann. Man sieht überall die Diskrepanz zwischen einem steril gewordenen «Humanismus» und einer innerlich davon unberührten Realität; aber wie es kommt, daß sie sich doch immer wieder durchdrungen haben, das wird nicht recht klar. Wie kommt es, daß Gestalten wie die Stoa, Plutarch und Plotin und eigentlich auch Seneca und Tacitus zu kurz kommen, zu schweigen davon, daß das Humanistische im späten Imperium und bei den Kirchenvätern nur als Fremdkörper, nicht als Ferment begriffen wird? Es ist,

---

[1]) Ernst Howald: Die Kultur der Antike. 2. leicht veränderte Auflage. Artemis-Verlag, Zürich 1948. Die 1. Auflage (im Handbuch der Kulturgeschichte, Athenaion-Verlag, Potsdam 1935) erfuhr eine ausführliche Kritik durch den Althistoriker W. Otto (Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 1940), die sich mit dem eigentlichen Anliegen Howalds freilich kaum auseinandersetzt.

als ob gerade hier, wo sich die Formkraft des «Humanismus» an den härtesten Widerständen zu bewähren hätte, die Dynamik der Darstellung versagte.

Das ist wohl kein Zufall. Daß der «Humanismus» als Fiktion so steril erscheinen kann, liegt offenbar daran, daß die Humanität, wie Howald sie im Auge hat, sowohl den Römern wie den Griechen ursprünglich wesensfremd ist. Das zeigt sich in den beiden überraschendsten Paradoxien des Buches, das auch sonst an Pointen nicht arm ist: der Leugnung eines römischen Staates und der Herleitung des ganzen Humanismus aus Kreta. Auf diesen beiden Thesen steht das ganze Buch.

Zweifellos hat das alte, bäuerlich-aristokratische Rom vor den Aufgaben eines Weltreichs zunächst versagt und hat es sie in der Krise seines Revolutionsjahrhunderts tatsächlich nur mit Hilfe des griechischen Vorbilds gelöst (vgl. S. 137, 176). Heißt das aber, daß dieses Vorbild eine völlig fremdartige Substanz zu verwandeln hatte? war die attische «Identität von Mensch und Bürger» (S. 83, 170) dem alten Rom so wesensfremd, daß man hier nicht von einem Staat, sondern nur von einem «Geschlechterverband» reden kann, «in dem die Gentes alles, der Verband sozusagen nichts war» (S. 168)? Man wundert sich, daß diese Römer überhaupt eine res publica kannten (und das bedeutet eben doch res populi, nicht res gentis) und daß sie die dignitas eines Mannes danach bemaßen, was er für diese tat. Die Stärke dieser res publica lag freilich nicht in einer Idee; aber sie verzehrte sich auch nicht in der vernichtenden Ausschließlichkeit, mit der die Griechen stets nach dem Unbedingten verlangten. Daß den Römern nicht nur im Innern der Ausgleich von imperium, auctoritas und libertas gelang (Cicero), sondern daß sie mit derselben elastischen Zähigkeit auch Italien zu organisieren vermochten, das verrät eine staatliche Potenz, die ihnen die Griechen nicht übermitteln konnten, in der aber umgekehrt schon eine innere Bereitschaft für die griechische Humanität lag. Gewiß waren die alten Römer keine sehr «gelösten» Menschen; aber sie hatten Sinn für Größe und gerade in den «Hemmungen» ihrer religiösen Vorsicht entfaltete sich ihr Sinn für pietas und fides, der nüchterne Instinkt für die Wirklichkeit des andern, für Rücksicht und Kompromiß, sowie jenes Verantwortungsbewußtsein in der Selbstbeschränkung, das der Autor an Augustus und seinem Kreis so schön hervorhebt (S. 202 ff., 210 ff.) — ein Geist also, der nicht nur dem Folklore angehört (S. 123), sondern in dem die Römer eine eigene Weise der Menschlichkeit gefunden haben, die nur des griechischen Logos bedurfte, um bewußt und frei über sich selbst hinaus zu wirken. Schließlich ist es kein Zufall, daß humanus ein lateinisches Wort ist, für das es im Griechischen kein Äquivalent gibt: erst die Römer haben den Menschen vom Menschen her gesehen, nicht vom Göttlichen her, wie die Griechen.

Das erweckt Mißtrauen auch gegen die andere These, daß schon die Griechen selbst «Humanisten» waren. Auch ihre Humanität ist nach Howald eigentlich ungriechisch und stammt aus Kreta (S. 24 f.). Die leichtlebige Gelöstheit, gesellige Grazie und freie Religiosität der vorgriechischen Kultur Kretas ist es, der sich die eingewanderten Griechen so ergeben haben, daß wenigstens ihr ionischer Stamm sich gänzlich verwandelt hat. Daß wir vom Denken der Kreter nichts wissen, besagt wenig gegenüber der Ausdruckskraft ihrer Bilder und wird aufgewogen durch die Dichtung Homers, in der sich diese kretische Humanität am reinsten spiegelt (S. 22 f.). Fast könnte man meinen, wir seien wieder bei den «heiteren Griechen». Es gilt zwar nur für Homer und die Ionier — schon der attische «Liberalismus» entstammt einer dunkleren, neu gelösten Spannung —, aber gilt es wirklich für Homer? Daß diese Dichtung und daß die griechische Gestalt überhaupt ihre Charis einer Vermählung griechischen und ägäischen Wesens verdankt, wird niemand bestreiten. Aber ist das Menschliche ihrer freien Gebärde wirklich das, was uns die kretischen Bilder zeigen? Ist es nicht etwas Geistigeres, Beherrschteres, was uns aus der homerischen Dichtung, ihrer Meisterschaft im Bauen, ihrem Blick für das Wesenhafte und ihrer verborgenen Ahnung menschlicher Tragik entgegenblickt? Zeugt das Wesen dieser Götter und das Schicksal des Achilleus nur von unverdrängter, vernünftig ausgelebter Leidenschaft?

Das sind Fragen, auf die nur die Interpretation antworten kann, d. h. das Verstehen der Sprache, in der die Griechen das wesentlich Menschliche entdeckt haben. Die Sprache kann man freilich ebenso als Ausdruck des Psychischen wie als sachliche Aussage interpretieren; aber es fragt sich, ob das Wesen des Redenden nicht erst darin sichtbar wird, wie sich beides durchdringt. Damit, daß Howald auch die lite-

rarische Aussage auf ihren unbewußten Grund befragt, hat er der Philologie eine neue Möglichkeit eröffnet, an der sie allzu gerne vorbeisieht. Doch hat es den Anschein, als ob sich in seiner Interpretation, die so geistvoll und feinfühlig sein kann, das Schwergewicht so sehr vom sachlichen Problem der Aussage weg auf den psychischen Ausdruck verschöbe, daß die griechischen Gestalten den Sinn verlieren, in dem sie sich selbst verstanden und Spätere angesprochen haben. Wenn wirklich Homer den Griechen ihre Religion genommen hat (S. 46), wenn das eigentliche Anliegen der Vorsokratiker, unabhängig von ihrem Wahrheitsbegriff, eine Wunschvorstellung (S. 31 f.), das Wesen der attischen Tragödie nicht Gottesdienst, sondern Spannungsentladung ist (S. 68 ff.), wenn vor allem Platons Philosophie Ausdruck einer tragisch verhinderten Glaubenssehnsucht ist, die vom Joch der Dialektik nicht loskommt (S. 91 ff.), — dann muß man wohl fragen, ob ein Verständnis der Griechen, das ihren Mythos ernst nimmt und an ihrem Logos weiterdenkt, nicht in einer Fiktion befangen ist. Wäre es also eine Fiktion, daß die Griechen das Wesen des Menschen geistig, vom Logos her, den Logos aber mythisch, vom göttlichen Sinn der Welt her, verstanden haben? Ist es wirklich allein die seelische Spannung und Lösung oder ist es doch dieses geistige Sehen in seiner «gegensätzlich gespannten Fügung», worin die Ursprünglichkeit und die Tragik des griechischen Menschentums und damit seine besondere Dynamis ebenso wie die unerfüllte Sehnsucht jedes Humanismus ihren Grund hat? Kann die griechische Humanität in ihrer Fähigkeit, Quelle zu sein, aus einem psychischen Bedürfnis zureichend begriffen werden, oder hat sich dieses seelische Verlangen immer erst in dem gefährlichen Blick auf die Wahrheit erfüllt, die den Menschen über sich selbst hinausweist?

Kurz, es ergäben sich Konsequenzen, über die hier nicht entschieden werden kann. Aber die Frage, die jeder Leser als moderner Mensch an sich selbst viel mehr noch als an den Autor zu richten haben wird, ist die, wie weit er es vereinigen kann, die Kultur der Antike in erster Linie als Projektion des Psychischen zu verstehen und zugleich doch an der Idee des Humanismus festzuhalten, ohne selbst schon in eine Diskrepanz zu seiner eigenen Realität zu geraten.

Hermann Gundert

Besinnung auf das europäische Mittelalter

Es konnte nicht ausbleiben, daß dem gewaltigen Schutt, der weite Teile Europas nach dem letzten Krieg bedeckte, neue und aufwühlende Deutungen unserer Vergangenheit entsprossen. Es ist auch nicht verwunderlich, daß diese Deutungen zum besonderen Bedürfnis der Deutschen wurden. Das bewährte Land sachlich-unbefangenen Fachgelehrtentums stürzte sich aus innerem Bedürfnis heraus in ein banges und doch belebendes Fragen, das vielfach unbarmherzig mit der eigenen Vergangenheit aufräumte. In hohem Maße wurde Deutschlands Mittelalter von Zweifeln solcher Art betroffen, denn unzertrennlich ist jenes sehr verbreitete romantische Denken, welches die germanische Frühzeit nur in leuchtendem Frührot sah, mit dem Geiste verbunden, aus dem der junge deutsche Nationalstaat erwuchs. Der erstaunliche Aufstieg Deutschlands zur Großmacht festigte die historische Anschauung nur zu sehr, wonach etwa das mittelalterliche Kaisertum den Führungsanspruch der Deutschen in der Gegenwart begründe und rechtfertige. Staatswille und sogenannte aufbauende, aber behördlich überwachte Erforschung der Vergangenheit flossen zusammen, und die warnenden Stimmen, an denen es nicht gefehlt hat, wurden überhört. Es ist freilich zuzugeben, daß es daneben stets ein Fachgelehrtentum gegeben hat, das sich unvoreingenommen wähnte, doch gilt es, was dieses betrifft, immer wieder die Frage aufzuwerfen, ob denn die unerhört verfeinerten Methodiker nicht allzu oft vergaßen, die Grundlagen ihres eigenen Denkens auf ihre Festigkeit hin zu prüfen. Um so heftiger geschah dies von Seiten anderer Europäer, vorweg der Franzosen, die im historisch untermauerten deutschen Vormachtsanspruch eine Bedrohung des eigenen Daseins fürchteten. Wir dürfen nicht vergessen, daß schließlich der Nationalsozialismus eine vielschichtige historische

Rechtfertigungslehre kannte, die sich beileibe nicht in einem heute sattsam verspotteten rassischen Germanenwahn erschöpfte, nicht allein Widukind und Heinrich den Löwen wegen der Ostpolitik gegen die kaiserlichen Gegner ausspielte, sondern daneben immer wieder, und zwar mit allerhöchster Billigung Hitlers, die deutschen Kaiser im Faltenwurf moderner Propaganda darstellte — im Hinblick auf die weitgesteckten Ziele einer Weltherrschaft. Die Welt des Mittelalters, die Fortschrittswahn überwunden zu haben glaubte, befindet sich demnach, während wir unvoreingenommen über sie nachzudenken glauben, keineswegs außerhalb der Regionen «individuellen und zeitlichen Bangens». Wir suchen sie vielmehr unter fortwährender innerer Bewegung zu ergründen, die allerdings meistens nicht zugestanden wird. Darin unterscheidet sich die Erforschung des Mittelalters deutlich von den Altertumswissenschaften, bei welchen die Schwingungen des Gemütes der reinen Erkenntnis den Weg kaum entscheidend und gefahrdrohend zu versperren vermögen.

Erwägungen solcher Art wären noch mehr anzustellen, doch wollen wir uns mit der eben abgesteckten Beobachterstellung begnügen, von der aus die moderne deutsche Problematik um das Mittelalter angemessen beurteilt werden kann. Viele neuere Werke der deutschen mittelalterlichen Geschichtsschreibung — wir schließen dabei die reine Forschung aus, die man positivistisch nennen mag — zeigen uns zwei Haupttendenzen: Neubesinnung und, in zunehmendem Maße, Verteidigung. Weder die eine noch die andere Richtung dürfte schlechthin richtig sein. Die Neubesinnung schüttet bisweilen das Kind mit dem Bade aus, während die Verteidigung gelegentlich in Verkrampfung überzugehen droht.

Im Zeichen einer schroffen Umkehr, die dem deutschen Volke die Fragwürdigkeit eines in kaiserlich-mittelalterlicher Tradition befestigten Sendungsbewußtseins deutlich vor Augen führen möchte, schrieb *Friedrich Heer* seinen *Aufgang Europas* [1]). Er fordert eine gründliche Umwertung. Er bekennt, sein Buch «cum ira et studio» verfaßt zu haben. Es ist stofflich ein sehr reiches Buch, das leidenschaftlich eine Verlagerung von der politischen Geschichte zur Geistesgeschichte vollzieht. Abälard und Johannes von Salisbury steigen riesengroß auf, als Wandler ihrer Zeit, vor denen alles Politische versinkt. Das Kaisertum der Staufer vermag vor der französischen und anglo-normannischen Geisteswelt nach Heer kaum mehr zu bestehen. Johannes von Salisbury, ein «spiritualer Humanist», in Frankreich aufgewachsen, «empfand», so führt Heer aus, «nahezu körperliches Mißbehagen vor dem schwer lastenden Prunkstil, vor der massiven Klobigkeit, vor der altväterisch und hybrid erscheinenden Sakralität dieser deutschen Feudalwelt alten Stils» [2]). Wir fragen uns aber, ob wirklich Vorteile und Nachteile derart einseitig links und rechts des Rheines verteilt waren, wir fragen uns, ob man über den notwendigerweise prunkhaften Stil des Staates derart verwerfend hinweggleiten darf, wie Heer dies tut. Nun ist aber «spiritualer Humanismus» der staufischen Welt durchaus nicht fremd und Johannes war auch Parteimann. Wir brauchen nur den hohen Namen Ottos von Freising zu erwähnen. Andererseits erweist sich der französische Feudalismus bei näherem Zusehen nicht als unbedingt dem Geiste ergeben. Der dialektische Abälard erfuhr schärfste Ablehnung, nicht nur durch Bernhard von Clairvaux. Das ist Heer übrigens alles bekannt. Darum wundert es uns, daß er eine derartige Scheidung vollzieht. Der Ausfall gegen Friederich Barbarossa erklärt sich aus der einseitig geistesgeschichtlichen Einstellung des Verfassers, der die Durchschlagskraft des Pariser Hochschullebens im 12. Jahrhundert wohl überschätzt. Es frägt sich nämlich, ob man von Abälard als von einer Weltmacht sprechen darf angesichts der zarten Verästelung seines Denkens, dem zu folgen nur wenige imstande waren. Vermochte solches Denken sodann wirklich bis zu den politischen Köpfen der Zeit vorzudringen? Nach allen politischen Entscheidungen, die Friedrich Barbarossa, Philipp II. August von Frankreich und Heinrich II. von England als Herrscher getroffen haben — es waren Entscheidungen, denen ein Staatsmann nicht ausweichen kann —, wäre diese Frage zu verneinen. Und so stand ein französischer König, wie der eben genannte Philipp II., rein berufsmäßig gewissermaßen, einem Barbarossa näher als gerade Abälard. In Italien stießen dagegen die Gegensätze des Jahrhunderts, welche eigentlich ewige Gegensätze sind, weit stärker aufeinander: die fürstlich-feudale Welt Barbarossas auf der einen, die städtisch-kommunale Oberitaliens auf der andern Seite. Aber auch hier handelt es sich nicht um einzigartige

Erscheinungen. Mit minderer Schärfe prallten diese Gewalten auch andernorts in Europa während des 12. Jahrhunderts zusammen. Wie denn der Kontinent, ähnlich wie heute, in seiner gesamten Gegensätzlichkeit damals schon von einheitlicher Natur war.

Heer, der als Katholik das Mittelalter im Banne der universalen Geschlossenheit eines kirchlichen Spiritualismus sieht, vermag die Kaisermystik jedenfalls leichter aufzugeben, als etwa *Gertrud Bäumer,* die ihr in einem neuen Roman *Der Jüngling im Sternenmantel* hoheitsvoll-getragenen Ausdruck verleiht [3]). Gertrud Bäumers Bücher wirken insofern stets bestechend, als sie aus einer begeisterten Quellenlektüre voller Eingebungen heraus geschrieben sind. Niemand wird der Autorin, die hier das Epos des kaiserlichen Jünglings Ottos III. singt, enge nationalistische Absichten vorzuwerfen wagen. Der Gegenstand, die Person Ottos III., schließt solches aus. Das Wesen Ottos III., dessen Leben so sehr von Frauen dominiert war, von der Mutter Theophanu und der Großmutter Adelheid, von einer Frau ausgelegt zu wissen, ist von ganz besonderem Reiz. Wenn die aus den Quellen gestaltende Dichterin die Erziehung des Monarchen in den Mittelpunkt stellt, Gespräche zwischen den Müttern und dem Jüngling hervorzaubert, so entfernt sie sich dem Geiste nach nicht von der Wirklichkeit. Denn schon Thietmar von Merseburg weiß zu erzählen, wie zwiespältig engere Familie und politische Umwelt auf den Enkel Ottos I. gewirkt haben. Das Menschliche in seiner Erscheinung überwiegt in Gertrud Bäumers Buche das Politische, auf das sich üblicherweise der männliche Historiker mit Leidenschaft stürzt. Ein Vorzug, den wir nicht verkennen dürfen. Hin und wieder stoßen wir auf eine erzählerische Breite, die wir als dichterische Lizenz nicht zu sehr beanstanden wollen. Wo Otto mit seinem älteren Vetter, dem späteren Kaiser Heinrich II., Gespräche über Ostpolitik führt, und solches findet sich wirklich im Romane, sehen wir jene Stellen des Buches, die nicht allgemeine Gültigkeit besitzen. Hier ist Gertrud Bäumer Kind unserer Zeit und spricht die Sprache unserer Tage. Wir sind anderer Meinung. Solange nämlich Byzanz als Mittelpunkt der östlichen Welt bestand, mit gewaltiger Strahlungskraft in die Welt der Slawen, gab es jene Probleme nicht, die wir heute Ostpolitik zu nennen belieben. Gertrud Bäumers Buch bleibt, was heute notwendig erscheinen mag, ein Bekenntnis zum Westen. Die Reichenauer Malereien aber zeigen uns den Monarchen Otto III., wie auch später Heinrich II., als übernationalen Herrscher, zu dessen Füßen die symbolischen Gestalten der Roma, der Gallia, der Germania und — der Sclavonia stehen. Gertrud Bäumer schwankt zwischen Neubesinnung und Rechtfertigung. Echtes deutsches Schicksal unserer Tage.

Weit stärker finden wir den Rechtfertigungsgedanken in *Gertrud Bäumers* Langobardenbuch *Der Berg des Königs,* das in erster Auflage 1938 erschienen ist und 1949 bezeichnenderweise eine fünfte Auflage erleben durfte [4]). Dieses Werk hinterläßt starke Zweifel. Das Bild der alten Germanen taucht auf in bisweilen theatralischer Verzerrung. Das Geschehen der Zeit wird von Männern getragen, die «rasch im Zorn» sind und denen «die Hand leicht ans Schwert» fuhr, unter denen aber unbekannt war «die Lust an Qualen, die von Osten her um sich griff, eine grauenhafte Mischung asiatischer Grausamkeit und byzantinischer Verderbnis» [5]). Hier liegen veraltete Bildmuster vor. Ehe man solches niederschrieb, hätte man doch bedenken müssen, daß es während der gesamten ungefähr 200 Jahre dauernden Langobardenherrschaft eine große Mittelmeermacht gab, die ihre Kräfte gegen einen weit gefährlicheren Feind verzehrte: Byzanz nämlich, das sich im Kampfe gegen die Omajaden von Damaskus als Militärmacht wieder aufrichtete. Demgegenüber bleiben die Taten der Langobarden in sehr bescheidenem Rahmen. Und dann das Leben der Langobarden überhaupt, wie sie Außen- und Innenpolitik treiben usw... Alles wird geschildert, als ginge es um eine moderne Großmacht, deren Außenminister bestimmte «Fragen» Jahre hindurch behandeln und verhandeln. Im Ottonenbuch, das ein bedeutend späteres Stadium politischer und kultureller Entwicklung in Europa beschreibt, wollen wir dies noch hinnehmen, bei den Langobarden jedoch nicht. Hier ist der König kein Wohlfahrts- oder Wirtschaftskönig, man verlangt von ihm vielmehr Stärke und Glanz, und aus diesen Forderungen strömen, wie übrigens andernorts auch, die kulturellen Leistungen des Langobardenreiches. Das Verhältnis des Monarchen zu seinem Gefolge, zu seinen großen Lehensträgern und schließlich zum Volk ist in seelischen Schichten verankert, die heute

überlagert sind. Uns scheint, es sei Gertrud Bäumers Stil nicht der richtige, den Lesern das naturhafte Leben und das Brauchtum der langobardischen Krieger näher zu bringen.

Auch die geistvollen Aufsätze, deren frühester auf das Jahr 1923 zurückgeht, die *Hermann Aubin* unter dem Titel *Vom Altertum zum Mittelalter. Absterben, Fortleben und Erneuerung* zu einem Buche zusammenfaßte, lassen die Bedeutung der erhaltenden Rolle der Stadt Konstantins, deren geistige Strahlungen das ganze Mittelalter durchsetzten, kaum erkennen [6]). Es ist die Frage nach der Wirkung der Völkerwanderung innerhalb der heutigen germanisch-romanischen Staatenwelt, die den Verfasser bewegt, eine Frage, die bekanntlich durch die Forschungen von Dopsch derart belebt wurde, daß sie bis heute immer wieder zur Stellungnahme auffordert. Aubin weist darauf hin, wie sehr man sich vor einem schroffen Entweder — Oder zu hüten hat, vornehmlich in seinem Aufsatz über «Maß und Bedeutung der römisch-germanischen Kulturzusammenhänge im Rheinland». Der Übergang von der Antike zum Mittelalter vollzog sich z. T. schon in der Spätantike, unbeeinflußt von den Germanen, während diese einer zerfallenden Welt neuen Auftrieb verschafften; dies ein Grundgedanke seiner Ausführungen, auf den wir sehr oft stoßen. Doch verkennen wir den starken apologetischen Zug des Büchleins nicht. So lesen wir darin die Sätze: «Immer noch wird die Welt weithin von dem, romanischem Denken entsprungenen Axiom beherrscht, daß es nur eine echte Kultur gäbe, die von den Römern hinterlassene, von den romanischen Nationen gehütete, und daß die Germanen diese meist nur als einbrechende Störenfriede beeinflußt hätten. Ihm gegenüber werden wir dem germanischen Anteil am Bestande der abendländischen Gesittung die ihm gebührende Geltung am besten dadurch verschaffen, daß wir ihn mit der sicheren Selbstverständlichkeit vertreten, welche seinem Gewichte entspricht» [7]). Dies wurde 1943 geschrieben. Uns scheint es, als sei diese Frage einmal genug gestellt worden. Warum stets Urteile fällen, von Wert oder Unwert der Germanen sprechen, von Überlegenheit oder Verfall der Latinität? Was wir heute abendländische Gesittung nennen, ist Wandergut, Saatgut, das auf altem Untergrund im frischen Holz zugewanderter Germanen aufging. Damit die Germanen, d. h. eine sprachverwandte Völkergruppe, durch ihre Sprachen zu jener historischen Kulturmacht wurden, die trotz aller unliebsamen Zwischenspiele nicht zu leugnen ist, brauchen sie in der Völkerwanderungszeit keine nach unserer heutigen Elle gemessene europäische Kulturmenschen gewesen zu sein. Das naturhaft Rohe ist nicht unbedingt verwerflich, sondern hat im Rhythmus des Werdens und Vergehens seine bestimmte Zeit. Wir sollten für die Beurteilung der Völkerwanderung eine neue Warte besteigen. Die Beweismittel für die alte Streitfrage scheinen hüben und drüben erschöpft zu sein.

Uns verwundert es nicht, wenn auch Friedrich II. neuerdings einen Biographen fand. *Rudolph Wahl* tat dies in einem Buche, das er *Wandler der Welt. Friedrich II., der sizilische Staufer,* betitelte [8]). Was Bewunderung, was aber auch Haß vielfach der Persönlichkeit des umstrittenen Staufers allein zuschrieben, das lag in der kaiserlichen Aufgabe begründet, der sich Friedrich nicht entziehen durfte. Die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts wogt in ungeheurer Dramatik. Unter Heinrich VI. war der Bau des staufischen Kaisertums zu schwindelnder Höhe aufgerichtet worden, um dann zusammenzubrechen und dem genialen Sohne Trümmer zu hinterlassen, aus denen er mit allen seinen Gaben lediglich ein erstaunliches Flickwerk zusammenfügen konnte. Untrüglicher Beweis seiner Größe ist die Unfähigkeit seiner zahlreichen Söhne, das hinterlassene Bauwerk auch nur annähernd in der väterlichen Pracht zu erhalten. So sagt uns das Buch, dessen Verfasser sich streng an die Grenzen des Historikers hält, was eigentlich schade ist. Vor der Seele Friedrichs, vor seinem Menschentum, das doch einzig den Schlüssel zu den Geheimnissen dieses Lebens bietet, macht er in wissenschaftlicher Scheu Halt. Und doch würde sich die von ihm gewählte Form der Darstellung für einen derartigen Versuch wohl eignen. Wir erleben den Herrscher nur als Politiker, mithin in jener Beschäftigung, die, wie man so sagt, den Charakter verdirbt, weil häufig Entscheidungen nötig sind, die sich mit dem Edlen im Menschen nicht vertragen. Es ist andrerseits der große Vorzug dieses Werkes, daß es Höhen und Tiefen kaiserlicher Politik ungescheut

beim Namen nennt. Eine mythische Geschichtsschau wurde vermieden, was bei Friedrich II. bekanntlich nicht so leicht ist. Wahl schreibt aus der Ernüchterung unserer Tage heraus, welche Neubesinnung heischt. Seine Neubesinnung fiel maßvoll aus. Gerade die Krönung in Jerusalem, die oft schon in die verzückten Farben der Kaisermystik getaucht wurde, erfährt durch eine nicht humorlose Schilderung der höchst sachlichen und auch sehr mißtrauischen arabischen Umwelt, welche vom Biedersinn Friedrichs durchaus nicht überzeugt war, eine wohltuende Dämpfung. Und doch genügt dies alles nicht. So äußerte sich Thomas Mann in einem Brief an Rudolph Wahl zum Porträt Friedrichs II. auf dem Aachener Karlsschrein, das offensichtlich Ähnlichkeit anstrebt: «Was für ein Gesicht! Ein gekröntes Haupt aus Dantes Hölle» [9]). Und wir fragen uns auch, ob Friedrich nicht der dämonische Machtmensch sei, der, obschon kultiviert und hochintelligent, von gewinnenden äußeren Formen dazu und allem Schönen aufgeschlossen, sobald es um das irdische Ziel seiner hochfliegenden Politik ging, in ungezügelter und grausamer Wildheit handelte. An solchen Figuren gebricht es gerade nicht in der Weltgeschichte. Die Beantwortung dieser Frage aber bleibt uns Wahl schuldig. Er umreißt die Hülle des Menschen, an den Kern gelangt er nicht, und wir tadeln dies auch nicht. Denn der historisch interessierte Leser wünscht nicht an den Rand des Abgrunds geführt zu werden, wo es ihm ob der Dämonie historischer Kräfte, die auch nur eine Dämonie des Menschen ist, bange werden kann.

Bereits Beobachtetes fällt uns ferner im schmalen Bändchen auf, in dem *Karl Thieme* die *Geschichte der abendländischen Völkerfamilie* als kurzen Leitfaden für Lehrer umreißt [10]). Auch hier geht es um eine Neubesinnung mit ganz bestimmten Grenzen. Uns scheint aber, die Gliederung des Büchleins sei eher traditionell, obwohl es sich bemüht, neben das abendländisch-deutsche Kaisertum das französische und das anglo-normannische Königtum zur Geltung zu bringen. Abendländisches Einheitsbewußtsein wird ihm zur Frage des lotharingischen Raumes, was im Hinblick auf die schulbuchmäßige deutsche Geschichtsschau — nicht auf die wissenschaftliche natürlich — sicherlich als Fortschritt zu buchen ist. Sehr bezeichnend dagegen, daß der Verfasser die christlich-griechische Welt des Mittelalters außerhalb seines Gesichtskreises läßt. Dem eingefleischten Mißtrauen gegen alles Östliche entspricht wohl auch die Beurteilung der Kreuzzüge als Katastrophe. Gerade aber ein westlich gerichtetes Interesse müßte zu andern Schlüssen gelangen. Militärische Mißerfolge, wie sie in der Zeit selber und dann vor allem im geschichtlichen Rückblick stets schmerzlich empfunden wurden, dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß jenes fränkische Reich des Vordern Orients, das mit der Eroberung Jerusalems im Jahre 1099 begründet wurde, während nahezu 200 Jahren greifbare Wirklichkeit war, eine erste mächtige koloniale Expansion des Westens, von tiefster Wirkung auf unser europäisches Wesen. Man wird auch kaum europäische Geschichte zu treiben in der Lage sein, wenn man nicht mindestens die Folgen des 4. Kreuzzuges gebührend unterstreicht, dessen Abweg nach Byzanz jenen Eckpfeiler christlicher Kultur derart erschütterte, daß er schließlich den türkischen Ansturm nicht mehr auszuhalten vermochte. Einige welthistorische Verzeichnungen gehen also wohl auf Rechnung der beschränkten Neubesinnung, die vorläufig über

---

[1]) Friedrich Heer: Aufgang Europas. Eine Studie zu den Zusammenhängen zwischen politischer Religiosität, Frömmigkeitsstil und dem Werden Europas im 12. Jahrhundert. Europa-Verlag, Wien-Zürich 1949. [2]) Vgl. S. 358. [3]) Gertrud Bäumer: Der Jüngling im Sternenmantel. Größe und Tragik Ottos III. 3. Aufl. Münchner Verlag, München 1949. (Die 1. Aufl. erschien 1947.) [4]) Gertrud Bäumer: Der Berg des Königs. Das Epos des langobardischen Volkes. 5. Aufl. F. Bruckmann, München 1949. [5]) S. 268. [6]) Hermann Aubin: Vom Altertum zum Mittelalter. Absterben, Fortleben und Erneuerung. Münchner Verlag, München 1949. [7]) S. 71 f. [8]) Rudolph Wahl: Wandler der Welt. Friedrich II., der sizilische Staufer. Eine Historie von R' W'. F. Bruckmann, München 1949. [9]) Zitiert auf dem Umschlag des Buches. [10]) Karl Thieme: Geschichte der abendländischen Völkerfamilie. Von Karl dem Großen bis Karl V. 2. verb. Aufl. J. P. Bachem, Köln 1949. [11]) S. 83. [12]) Fritz Taeger: Das Altertum. Geschichte und Gestalt der Mittelmeerwelt. 4. Aufl. Europa-Verlag, Zürich-Wien 1950. (Die 1. Aufl. erschien 1939.)

die Ost-West-Spaltung der Gegenwart nicht hinwegzukommen vermag. Anderes empfindet man wieder wie ein Bekenntnis, so z. B. den Satz, der sicherlich zeitweise in deutschem historischem Schrifttum undenkbar gewesen wäre, daß die schweizerische Bundeserneuerung von 1291 «zu diesem Zeitpunkt, vierzehn Tage nach Kaiser (sic!) Rudolfs Tod, eine Bekundung politischen Freiheitswillens war und nicht bloß turnusmäßige Auffrischung einer Art Polizeiabkommens» [11]).

Der umstrittenen Fragen um das Mittelalter sind übergenug. Noch ist kein annähernder Gleichklang der Meinungen denkbar, trotz aller Objektivität der Gelehrten. Eins scheint uns im Hinblick auf den gemeinsamen Nenner, der unverrückbares Ziel der Forschung bleiben muß — denn eine doppelte historische Wahrheit gibt es bekanntlich nicht —, sehr wichtig zu sein, die Erkenntnis nämlich, daß die westliche Kulturwelt, ob sie nun arabisch oder christlich sei — und dieses anscheinende Paradoxon sei uns hier gestattet —, sich mindestens bis zum 13. Jahrhundert im wesentlichen noch um das Mittelmeer häufte. An den Rändern des römischen «mare nostrum» haftete jenes antike Erbe, aus dem schließlich das kontinentale und dann das atlantische Europa erwuchsen. Diese antike Kultur selbst war einer Bewegung unterworfen, die innerhalb des Mittelmeeres ihren Schwerpunkt von Ost nach West verschob. Ein erstes Aufblühen erkennen wir im Niltal und in Mesopotamien. Seither gibt es keine entscheidende Unterbrechung. Alles wanderte von einer Hand zur andern, wandelte sich unter dem Einfluß neu auftauchender Völker, verblieb als Gesittung aber stets dasselbe. Ein gewaltiger Zusammenhang offenbart sich uns, den zu erkennen andere Mittel nötig waren, als nur die alten erprobten schriftlichen Quellen der Historiker. Die Archäologie rückte auf den Plan und erschloß aus bloßen Steinen neue Welten, wobei wir der Inschriften nicht uneingedenk sein wollen. Welche ehemals kaum erahnte Hintergründe hier aufgedeckt werden, hat Ulrich Wilcken in seiner griechischen Geschichte vielleicht auf eine knappste Formel gebracht. Des Entdeckens, des Deutens ist aber kein Ende. *Fritz Taegers Altertum* mit dem bezeichnenden Untertitel «Geschichte und Gestalt der Mittelmeerwelt», dessen Vorzüglichkeit durch eine 4. Auflage belohnt wurde, führt uns diesen Wanderprozeß in großartiger Weise vor Augen [12]). Ein kühner Wurf, diesen werdenden und sich wandelnden Kosmos vom Alten Reich der Ägypter bis zum Heiligen Augustin im Fresko zu zeichnen. Gerade das Wagnis einer solchen Darstellung, die sich nicht im Detail verliert, sondern um einen umfassenden Überblick ringt, rechtfertigt ein Werk ohne gelehrte Fußnoten. Denn nur im Überblick wird uns klar, warum das Mittelmeer, wo ungezählte Kulturwerte seit Tausenden von Jahren sich ablösten und ergänzten, über den Vorstoß so mancher Barbarenvölker, von denen Germanen und Araber nur gerade unter die letzten zu rechnen sind, Strahlungszentrum verblieb, bis die moderne europäische Welt sich abspaltete. Taegers Buch, das bei derart gestellter Aufgabe nicht im quellenmäßigen Erzählen verharren darf, sondern deutend über weite Partien Kulturgeschichte entwickelt, ist ein bedeutsamer und echter Beitrag zur Weltgeschichte. Merkwürdig, wie dessen Lektüre den Blick öffnet für die Zwangsläufigkeit einer mittelalterlichen kaiserlichen Rompolitik, letzten Endes auch für die Byzanzpolitik der Omajaden, Normannen und Türken, oder für ähnliche Bestrebungen der Russen bis in die Neuzeit. Stets geht es um die einstigen Brennpunkte der vollentwickelten antiken Ellipse — um das Mittelmeer.

Marcel Beck

Eine Rückwende der Poesie

Reich bebildert, doch leider auf Papier gedruckt, wie auch wir es im ersten Weltkrieg kannten, gelangte während des Krieges ein Pappbändchen zu uns, das *Überlegungen zu einer Poetik* enthält [1]). Der Verfasser nennt seine Aufsätze, die er der Mnemosyne, der Erinnerung, und den neun Musen unterstellt, indem er sie mit den entsprechenden Bildern eines unbenannten italienischen Kupferstechers des 15. Jahrhunderts schmückt, «einen Versuch, einige alte Gedanken zu sagen». — Mnemosyne ist die Mutter aller Poesie. Die gebundene Rede bewahrte — vor der Erfindung der Schrift — Geschehenes, Gefühltes, Gedachtes fester und länger als die ungebundene. Die Dichter kennen Mnemosyne in dreifacher Gestalt:

als Erinnerung an die eigene Kindheit, als geschichtliche Überlieferung der Menschheit und als Mythos und Märchen. Diesem dreifachen Muttergrund sind, ewig ins Neue wechselnd, die Musen entsprossen. *Peterich* setzt den «unliterarischen» Deutschen, «die freilich die Dichtung lieben und sich nach dem Großen und Entscheidungsvollen darin sehnen», die «literarischen» Romanen entgegen, «die ein mittleres, doch sicheres Urteil, auch Geschmack genannt, vor dem Niedrigen oder Übersteigerten bewahrt». Das Maß der Deutschen müssen Volkslied und Märchen sein, an denen sich die Größten gemessen haben. Dichten ist Menschenwerk, und es braucht dazu Fleiß, wie ihn jede Arbeit vom Menschen fordert. Nichts Menschliches darf dem Dichter fremd bleiben; aber Polyhymnia, die «viele Stimmungen schenkt», bringt ihn mit allem im menschlichen Bereich Erfahrbaren und Erfühlbaren in innige Berührung. Die Harmonie der Stimmungen ist Bildung, nichts anderes als ein Wohlklang des Wissens, ein Wohlklang, der Natur und Leben zusammenstimmt, der dem Verstande rein und dem Herzen rührend klingt. Die Kultur war in der Feudalzeit ein Vorrecht der Geburt, das an das reiche Bürgertum fiel. Dann wurde sie ein Privilegium der Kenner; aber «die geringe Kraft Spätgeborener und die schwindenden Geldmittel verängstigter Verwalter des Ererbten» werden die deutsche Kultur nicht lebenskräftig erhalten, wenn sie sich nicht in einem freien Volke verbreitet, dessen Armut mit Anmut geziert ist. Die Sprache der Kunst muß wieder einfach werden. Jeder soll Glück und Trost auch im Alltäglichen aus der Dichtung schöpfen und das Eigene im Allgemeinen finden. Das unsagbar Seelische wird durch ein Wohlbekanntes und durchaus Sagbares mit Hilfe des Gleichnisses gedeutet. Dabei ist eine reine Anschauung der Natur die Voraussetzung eines reinen Gleichnisses. Reine Anschauung der Natur eignet dem Mythos, dem Märchen und der Kindheit. Das sind erinnerbare Welten. Reine Anschauung der Natur ist vor allem eine Folge des Sittlichen, das Halt macht vor dem, was man nicht sagen darf, d. h. vor dem, was Goethe «das Penible» benennt. Die Großen wußten immer um diese drei: Takt, frommer Sinn und dichtende Demut.

Im Mythos verwurzelt, heben sich vom Hintergrund einer großartigen Natur *altkeltische Dichtungen* ab [2]). Die Schweiz, deren größter Teil zur Urheimat der Kelten gehörte, hat in Orts- und Flußnamen wie auch in mundartlichen Ausdrücken keltisches Erbgut bewahrt. Von der reichen, aber nur mündlich fortgepflanzten Literatur der Festlandskelten ist uns leider nichts erhalten. Das nach Irland ausgewanderte Volk der Gälen ist Träger der höchst eigenartigen keltischen Kultur; von dort erklingt die älteste Stimme aus der Morgendämmerung der westeuropäischen Zivilisation. Eichwald mit Rotwild, Haselnußgebüsch, aus dem das Lied der Schwarzamsel und der Ruf des Kuckucks schallt, glitzernde Fische in den Bächen und ringsum die grünen Wogen des Meeres — das sind die landschaftlichen Eindrücke, die uns die bis ins 8. Jahrhundert zurückgehende Auswahl *Pokornys* vermittelt. Zuweilen verschleiern christliche Vorstellungen die ursprünglichen heidnisch-indogermanischen; aber der Mensch fühlt sich noch als ein Teil des Alls. In überlieferten Formen wie Rollenlied, Gebet und Hymnus oder Totenklage verströmen namenlose Dichter ihre Empfindungen. Von einem festen Strophenbau ist noch nicht die Rede. Alliteration und Reim treten entweder gar nicht oder nur als gelegentlicher Schmuck ohne erkennbares Prinzip auf. Die Magie des Wortes besteht in formelhaften Wendungen, in gehäuften gleichlautenden Versanfängen, in Wiederholungen ganzer Ausdrücke.

Einer Adelsschicht, die in unsern Gauen in den Kämpfen mit den Urschweizern, den Appenzellern und den freien Reichsstädten Zürich und Bern fast restlos aufgerieben wurde, entstammt *Minnegesangs Frühling in der Schweiz* [3]). Unter stereotypen Situationen und Formen quillt es zuweilen naturselig auf, pocht das Herz einen starken und echten Schlag. Dreißig Namen nennt das Verzeichnis, darunter einige, die sich, wenn nicht den mittelhochdeutschen Klassikern, doch den tüchtigen Epigonen einreihen lassen; denn der Schweizer Frühling neigt sich dem Herbste zu. Beim bedeutendsten Dichter, Herrn Steinmar von Klingnau, fließen in die minniglichen Töne bereits die derben Laute der «dörperlichen» Poesie. *Geilinger* nannte seine Übertragungen mit Recht Nachdichtungen. Sie wirken weniger formelhaft, aber auch weniger naiv als das Original.

Rückwärts wenden sich auch vier Publikationen der Sammlung Klosterberg. *Shakespeares Sonette* sind von *Ilse Krämer* mit meist erstaunlicher Gewandtheit und

Treue übertragen, wenn sie auch nicht den Schwung entsprechender Stücke in Feists «Ewigem England» erreichen [4]). Die Shakespearebiographen haben durch die Sonette kaum Aufschlüsse über das Leben des Dichters erhalten. Von den 154 Gedichten wenden sich 126 an einen schönen, wahrscheinlich adeligen Jüngling, 28 an eine Frau. Es ist nicht geglückt, die Initialen W. H. der Widmung zu ergänzen. Die Sonette weisen in den Vierzeilern eine aufgelockerte Form auf, indem in der zweiten Strophe neue verschränkte Reime erklingen. Der Abgesang erscheint in der Gestalt eines den vorangehenden Strophen entsprechenden Vierzeilers und eines Zweizeilers mit Reimpaar. Ohne Zweifel sind viele Sonette modische Huldigungsgedichte an einen Gönner oder Dichtergenossen; in andern lodert die Flamme des Gefühls empor. Das handliche Bändchen zeigt das englische Original und die deutsche Übertragung.

Die Auswahl aus *Novalis'* Gedichten und Briefen führt in die Romantik zurück [5]). In einem feinsinnigen Vorwort unterscheidet *Hans-Urs von Balthasar* zwischen der Romantik, die Novalis verkörpert, und der andern, die man ihm zuschreibt. Er spricht den Dichter von aller Sentimentalität los. Es fehlt ihm der Zug des Verwühlten und Ausweglosen, der das Anzeichen einer nicht restlos durchgeklärten Subjektivität ist. Gedichte und Briefe werden einander gegenübergestellt, um die selbstverständliche Verbindung von höchster Idealität und höchster Realität in Novalis' Wesen zu veranschaulichen. Auf der Waage zwischen Diesseits und Jenseits steht der Tod. Die höhere Welt ist näher, als wir denken; schon hier leben wir in ihr, und in der Hingabe an Gott wird auch das Wirkliche, wie von einem Zauberstab berührt, zum Wunder.

Auch *Albert Steffen* lebt ganz im Gedanken an Tod und Auferstehung; auch er verbindet den Blick für die realen Dinge mit dem Sinn für das Jenseits [6]). Die reine Anschauung der Natur fließt bei ihm aus dem Sittlichen. Seine Rhythmen wirken urtümlich unmittelbar als demütige Äußerungen eines Gottsuchers, so in dem schlichten, ergreifenden Gedicht «Elisabeth»:

Ich bin bedrängt,
muß immer zittern
und verzagen,
beengt, beengt
von einem bittern
o so bittern Klagen.

Bedrückt, bedrückt
im Sonnenlicht,
im Frühlingsblühn,
gebückt, gebückt.
Die Kraft zerbricht,
o Todesmühn.

Am Blumenbeet
will ich auf meinen
Engel warten.
Der Schmerz vergeht:
Ich will nicht weinen
In dem Gottesgarten.

An die Schweiz benennt *Walter Muschg* seine Anthologie von Gedichten, die vor allem von der Schwärmerei des 18. Jahrhunderts für unsere Alpen und der freiheitlichen Tradition unseres Vaterlandes Kunde gibt [7]). Aber auch die Seelandschaften des Bodan und Leman finden ihre Verherrlicher, ganz zu schweigen vom Zürichsee, den Klopstock und Goethe unvergeßlich ins goldene Buch der Lyrik eingezeichnet haben. Die Reize des Mittellandes schildern Salis-Seewis und Keller, während Mörike mächtige Akkorde zum Preise des Rheinfalls greift. Manches übersehene oder gar unbekannte Gedicht beginnt in der kleinen Sammlung zu leuchten. Wenn darin kritische Stimmen nicht fehlen, so bilden sie das Gegengewicht zu einzelnen allzu schwärmerisch-romantischen oder geschraubten Darstellungen, die als charakteristische Dokumente ihrer Zeit aufgenommen wurden.

Die Auswahl aus *Eduard Mörike*, die *Werner Zemp* in Taschenformat bietet, schließt mit einem Nachwort des Herausgebers in Dialogform, das verrät, daß er einst zu den sehr Jungen gehörte, die sich «atmend und glühend über diese Gedichte gebeugt» [8]). Nicht nur empfindet er bei Mörike jenes tief Erregende in Maß und Klang, das den Ursprünglichen eignet; liebevoll spürt er der innern Tragödie eines an äußern Erlebnissen so kargen Seins nach. Sie bestand — namentlich in den Stiftlerjahren Mörikes — in einem «kosmischen Schwindelgefühl, das den Dichter dem Wahnsinne nahe brachte». Mörike schaute mit den Augen eines Primitiven oder eines Kindes und tauchte in den geheimnisvollen Urgrund aller Poesie, den Mythos. Friedrich Theodor Vischer sprach in der Gedenkrede auf den toten Freund von einem jener Geister, deren tiefe Träume zurückgehen auf die alten Völkerträume, die uralten Phantasien, womit ahnende Völker sich das Rätsel der Welt zu deuten gesucht. Wie geistvoll wird im Nachwort eine zünftige literaturhistorische Auslegung der Persönlichkeit Mörikes als Folie verwendet zum facettenreichen Versuch, den Dichter mit dem Herzen zu begreifen. Welch umfassendes Wissen verbirgt sich

unter dem leichten, unverbindlichen Geranke eines Gesprächs zwischen kunstbegeisterten Freunden, sodaß der Sand der Wissenschaft anfängt zu leuchten wie Gold.

«1509 hat ein unbekannter Verfasser die *Historie von Fortunato* und seinem Wunschsäckel aufgeschrieben». Wir kennen die Erzählung aus Gustav Schwabs Volksbüchern. Im Volksbuch sind drei Märchenmotive: vom Wunschsäckel, vom Wunschhütlein und von den hörnererzeugenden Äpfeln verschmolzen. *Hans Witzig* hat sich auf das Hauptmotiv beschränkt [9]). Ausgezeichnet hat er den Ton des unbekümmerten Fabulierens getroffen; um alle Abenteuer zieht er den Lichtrand des Humors. Einen Teil der wunderbaren Geschichte läßt er in der Schweiz, in Zürich, spielen, und zuguterletzt vermählt er den Helden Fortunatus mit einer zierlichen, gescheiten Zürcherin, womit er den dunkeln Schluß der Historie reizvoll aufhellt. Der ethische Gehalt des Volksbuches wird von Witzig unaufdringlich verstärkt. Der bunte Unterhaltungsroman weitet sich bei ihm zu einer mittelalterlichen Kulturgeschichte. Vierzig stimmungsvolle Holzschnitte führen in die winkligen Gassen des Handwerks, auf Burghöfe, in Turmkammern, auf das Turnierfeld. Besonders entzücken die drei Züricher Ansichten, worunter eine Schneelandschaft zu Füßen des Großmünsters.

Auch unsere zeitgenössischen Lyriker wenden sich von den Problemen des Tages wieder mehr den ewig gültigen Werten zu. Dem Solothurner *Robert Roetschi* wird die Anschauung der Natur zum Gleichnis [10]). Hinter ihren Wandlungen steht der schöpferische Wille Gottes. Manche eigenartige Vorstellung drückt sich in den schwerflüssigen, zuweilen durch Reimhäufungen und syntaktische Verkürzungen behinderten und verdunkelten Versen aus. Besonders der Sonettenkranz am Schlusse, der tiefe und neue Gedanken enthält, dürfte sprachlich leichter gebunden sein.

Der Forderung Peterichs, den Alltag mit Poesie zu verklären, kommt *Kurt Leuthard* nach [11]). Vielleicht ist das vorliegende Bändchen etwas rasch auf den erfrischend unmittelbaren und gekonnten Erstling «Am Fenster der Welt» gefolgt. Das eine oder andere Gedicht mag mehr dem poetischen Spieltriebe als einer innern Nötigung entsprungen sein. Aber ohne Zweifel ist Leuthard in seiner Naturverbundenheit und unverstellten Gottseligkeit eine liebenswerte, große Hoffnung der Schweizer Lyrik. Seine besten Verse finden zum Volkstone hin, und das Unscheinbare wird oft überraschend und ergreifend im Gleichnis vertieft.

Die fromme Weisheit innerer Vollendung spricht aus *Hermann Hiltbrunners* Betrachtungen über den Ring der Jahre, der dem Dichter der Sonnenuhr entlang läuft [12]). Auf die Unbill der Zeit, auf die Unzulänglichkeiten menschlichen Tuns scheint das Licht, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag.

Frühling mit seinem
Tauen und Rinnen
Heilt unser Herz mit
Blühndem Beginnen.
Doch in des Sommers
Heißem Vollbringen
Hofft unser Herz auf
Großes Gelingen.

Aber des Herbstes
Reiches Verschwenden
Kann eines Jahres
Kreis nicht vollenden.
Nur eines Winters
Jenseitig Schweigen
Wird uns des Schöpfers
Herrlichkeit zeigen.

Helene Meyer

---

[1]) Eckart Peterich: Das Maß der Musen. Herder, Freiburg i. Br. [2]) Altkeltische Dichtungen. Aus dem Irisch-Gälischen und Cymrischen übertragen und eingeleitet von Julius Pokorny. Francke, Bern. [3]) Max Geilinger: Minnegesangs Frühling in der Schweiz. Rascher, Zürich. [4]) William Shakespeare: Sonette, übersetzt von Ilse Krämer. Schwabe, Basel. [5]) Novalis: Die Schwelle beider Reiche. Schwabe, Basel. [6]) Albert Steffen: Ausgewählte Gedichte. Schwabe, Basel. [7]) An die Schweiz. Gedichte von Haller bis Nietzsche. Herausgegeben von Walter Muschg. Schwabe, Basel. [8]) Eduard Mörike: Gedichte und Erzählungen. Auswahl und Nachwort von Werner Zemp. Manesse-Verlag, Zürich. [9]) Fortunatus. Seine wunderlichen Abenteuer in Wort und Bild von Hans Witzig. Francke, Bern. [10]) Robert Roetschi: Vom Glanz des Alls. Lyrische Gedichte. Francke, Bern. [11]) Kurt Leuthard: Der stille Gast. Gedichte. Morgarten-Verlag, Zürich. [12]) Hermann Hiltbrunner: Waage des Jahres. Gedichte. Bühl-Verlag, Herrliberg-Zürich.

Gedanken zum Krieg

Jeder mag sich schon einmal die Frage gestellt haben: Was wäre wohl der weitere Gang der Weltgeschichte gewesen, wenn bei dem oder jenem entscheidenden Ereignis das Geschehen eine andere Wendung genommen hätte. Wir empfinden solche Ereignisse als entscheidende Wendepunkte der Geschichte. Nach einem Krieg drängt sich die Frage besonders scharf auf.

Daraus, daß dem gleichen Ereignis je nach der Stellung des Betrachters eine widersprechende Bedeutung beigemessen wird, können wir erkennen, daß diese Betrachtungsweise fehlerhaft ist. Die Frage nach dem «Wenn» ist naheliegend und ich möchte fast sagen, in der menschlichen Natur begründet. Wer sich aber näher mit Geschichte befaßt hat, muß erkennen, daß sie immer zu Fehlschlüssen führt. Es wäre gewiß einmal der Mühe wert, zu untersuchen, ob diese Einstellung zur Geschichte in der Politik nicht mehr Unheil herbeigeführt hat, als die scheinbar entscheidenden Ereignisse selbst.

Herbert A. Quint geht dieser Frage auf Grund der Geschichte des letzten Krieges nach [1]). Als die *Wendepunkte des Krieges* hat er jene Ereignisse dargestellt, in denen bis zum letzten Augenblick nicht zu erkennen war, zu wessen Gunsten das Schicksal sich entscheiden wolle. Sechs Ereignisse zählt er zu den Wendepunkten: Das Unternehmen «Seelöwe» (die in den Anfängen stecken gebliebene Invasion Großbritanniens), die Schlacht vor Moskau, El Alamein, die Entwicklung der Funkmeßtechnik, die Invasion Italiens, und die Operation Overlord. Es ist sicher möglich, noch zahlreiche weitere Wendepunkte aufzufinden; so wird mancher Leser Stalingrad vermissen. Quint hat es absichtlich nicht erwähnt, weil er der Ansicht ist, das Schicksal hätte sich schon bei Moskau endgültig zu Gunsten der Russen entschieden gehabt. Quint will zeigen, daß diese Ereignisse fälschlich als Wendepunkte bezeichnet werden. Wenn auch im einzelnen das Schicksal an einem Faden zu hängen schien, so hatte das auf das Gesamtgeschehen nur einen nebensächlichen Einfluß. Es gibt im Gegenteil zu denken, daß das «Schicksal» sich so oft und gegen Ende des Krieges in unablässiger Folge zu Ungunsten der Deutschen entschied. Der Schluß liegt deshalb nahe, die Ursachen der Niederlage an einem anderen Orte zu suchen. In diesen Ereignissen tritt nur grell zu Tage, daß die Niederlage kommen mußte.

In Erinnerungen von Generälen wird im Gegensatz zur Auffassung Quints oft der Versuch spürbar, zu zeigen, daß wenn in diesem oder jenem Fall anders entschieden worden wäre, der Krieg einen anderen Ausgang genommen hätte. Auch *Guderian* konnte in seinen *Erinnerungen eines Soldaten* der Versuchung nicht widerstehen, zu beweisen, daß wenn mehr auf ihn gehört worden wäre, der Gang der Ereignisse ein anderer hätte sein können [2]). Es ist verständlich, daß Männer, die in leitenden Stellungen standen, sich nach einer Niederlage zu rechtfertigen suchen. Derjenige aber, der den Ereignissen ferner stand, wird kaum solche Bücher vorbehaltlos annehmen können. Dieser Vorbehalt darf aber nicht dazu führen, einfach zu verurteilen. So mag Guderians Rechtfertigung für seine Handlungsweise während und nach dem 20. Juli peinlich berühren. Wir müssen uns aber vergegenwärtigen, daß für Leute in seiner Stellung ein Entscheid, gleichgültig welcher Art, schwerste Folgen haben mußte. Ein gerechtes Urteil zu fällen, ist für den, der nicht beteiligt war und nie vor ähnlichen Fragen stand, kaum möglich. Derjenige, der sich zu rechtfertigen sucht, muß aber nicht erstaunt sein, wenn seine Äußerung die Kritik, gerechte oder ungerechte, hervorrufen. — Daneben aber ist in Guderians Erinnerungen viel Lesenswertes. Er war entscheidend am Aufbau der deutschen Panzerwaffe beteiligt. Sein Einfluß war maßgebend für die Entwicklung der Taktik dieser neuen Waffe. Die Ausführungen sind deshalb heute noch wertvoll für jeden, der sich mit den Fragen der modernen Kriegsführung befassen will. Guderian stieß dabei auf Widerstände ähnlicher Art, wie sie sich allen entgegenstellten, die in England, Frankreich oder den Vereinigten Staaten vor die gleiche Aufgabe gestellt waren. Hitler mag diesen General deshalb zeitweise bevorzugt haben, weil Guderian in manchen Fragen im Widerspruch stand zu den offiziellen Ansichten des Generalstabes.

Anderer Art ist *Pattons* Buch [3]). Der erwähnte Vorbehalt ist auf dieses nicht anwendbar. Dies kommt etwa nicht daher, daß Patton auf der siegenden Seite kämpfte. Denn auch Erinnerungen alliierter Generäle sind nicht alle vorbehaltlos anzuerkennen. Was es auszeichnet, ist, daß es nicht ein eigentliches Memoirenwerk ist, sondern eine Sammlung von tagebuchartigen Aufzeichnungen, die nach Pattons Tod herausgegeben wurden. Die Unmittelbarkeit der Eindrücke gestaltet dieses Buch lebendig. Da tritt uns die Person des großen amerikanischen Generals unverfälscht entgegen. Patton ist ein typischer Vertreter seiner Armee. Wenn wir die Geschichte der Sezessionskriege betrachten, sind wir immer wieder erstaunt zu sehen, wie vielfältige Führertypen Amerika damals hervorgebracht hat. Man denke an Lee und Grant, an «Stonewall»-Jackson und Stuart, McClean, Shermann, an Hood und Longstreet. Auch die europäischen Armeen haben immer sehr ausgesprochene Charaktere unter ihren Führern hervorgebracht; doch haben sie alle eine innere Geschlossenheit erreicht, die wir bei den Heeren des Sezessionskrieges vermissen. Seither ist auch die amerikanische Armee in sich geschlossener geworden, aber von der Buntheit der Sechzigerjahre ist immer noch ein Rest geblieben, der dem außenstehenden Beobachter auffallen muß. Patton ist gerade deshalb kennzeichnend, weil er immer wieder aus der Reihe zu tanzen scheint. Es ist schwer, ihn in irgend eine Kategorie einordnen zu wollen. Diese Aufzeichnungen geben uns einen guten Begriff des Wesens der amerikanischen Armee. Nachdem nun Amerika die Führung des Westens übernommen hat, müssen wir in Europa auch mehr mit den Besonderheiten der US-Army vertraut werden. Daß dies für einen in europäischen Verhältnissen Aufgewachsenen nicht leicht ist, dafür haben wir fast täglich Beweise in den Auseinandersetzungen der Atlantik-Pakt-Armeen.

Wie Guderian so ist auch Patton ein ausgesprochener Führer der Panzerwaffe; sein Ungestüm und seine Kühnheit sind fesselnd und zeugen von bestem Führertalent. Auch die immer wieder vorkommenden Probleme der Soldatenbehandlung sind lehrreich.

In letzter Zeit hat man diesen Fragen besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Die von Oberst Marshall geleitete kriegsgeschichtliche Sektion hat während des Krieges zahlreiche Aktionen untersucht und ist durch Massenbefragungen vor allem den Problemen der Kleintaktik nachgegangen. Zahlreiche treffliche Einzelschilderungen sind aus dieser Arbeit hervorgegangen, so u. a. «St. Lô», «Omaha Beachhead», «Small units fighting». Oberst *Marshall* hat nun die sich daraus ergebenden Lehren zusammengefaßt [4]). Führern aller Grade will er zeigen, mit welchen psychologischen Gegebenheiten sie im Kampfe zu rechnen haben. Weil dies so schwer zu erfassen ist, wird in taktischen Lehrkursen diesem Punkt in der Beurteilung meist viel zu wenig Rechnung getragen. Trotz aller Technik hat der menschliche Faktor im modernen Krieg seine volle Bedeutung behalten. Wir können nicht alle Schlußfolgerungen Marshalls ohne weiteres auf unsere Verhältnisse übertragen; in diesen Fragen muß eben auch der Volkscharakter mit in Rechnung gezogen werden. Wenn wir davon absehen, so ist dies ein Buch, das verdient, von allen militärischen Führern — vom Gruppenführer bis zum Armeekommandanten — gelesen zu werden. Für die Ausbildung der Truppe enthält das Buch viele Anregungen. Beim Lesen wird man immer wieder erstaunt sein, zu sehen, daß «Manöverbilder», durch Nachlässigkeit der Truppe hervorgerufen, auch im Kriege eine immer wiederkehrende Erscheinung sind. In Manövern sind wir oft geneigt, solche Bilder mit der Bemerkung abzutun, daß sie unter der Einwirkung des Feindes von selbst verschwinden werden. Marshall zeigt uns aber, daß auch im Kriege nur Führer, die sich restlos ein- und durchsetzten, gegen diese Nachlässigkeiten aufkommen, die mancher Truppe viele unnötige Opfer und Mißerfolge gekostet haben. Übersetzer und Verlag haben unserer Armee einen großen Dienst erwiesen, daß sie dieses Buch für jedermann zugänglich gemacht haben.

Fritz Wille

---

[1]) Herbert A. Quint: Die Wendepunkte des Krieges. Steingruben-Verlag, Stuttgart 1950. [2]) Heinz Guderian: Erinnerungen eines Soldaten. Kurt Vorwinkel, Heidelberg 1951. [3]) General Patton: Krieg, wie ich ihn erlebte. Übersetzt von Eduard Thorsch. Alfred Scherz, Bern 1950. [4]) S. L. A. Marshall: Soldaten im Feuer, Gedanken zur Gefechtsführung im nächsten Krieg. Übersetzt von R. Vetter. Huber & Co., Frauenfeld 1951.